



Ruth, 2015; Foto: Heike Rittel

Ruth Nikolai

Streiflichter aus meinem Leben

78 Jahre, verwitwet, Kindergärtnerin

Geboren wurde ich im Oktober 1936 in Hamburg. Unser Familienglück dauerte leider nicht lange. Es war die Zeit des Nationalsozialismus. Mein Vater, Tischlermeister und selbständiger Möbelkaufmann von Beruf, wurde im Zweiten Weltkrieg nicht zur Wehrmacht eingezogen. Seine Mutter war Jüdin. Vater als Nichtarier galt somit als untauglich, um für sein Vaterland zu kämpfen. Er kam stattdessen in ein Arbeitslager, in eine Schwerstarbeiter-Brigade, die im Stadtgebiet von Hamburg eingesetzt wurde. So überlebte er den Nationalsozialismus, zwar unter harten Bedingungen, jedoch ohne ins Konzentrationslager verschleppt zu werden. Meine jüdische Großmutter wurde im Herbst 1942 mehrmals von der Gestapo aufs Polizeirevier vorgeladen. Eines Tages kam sie von einer solchen Vorladung nicht wieder nach Hause. Man hatte sie ins Gefängnis, in die sogenannte «Schutzhaft», gebracht und anschließend in das Konzentrationslager Auschwitz überwiesen. Von dort erhielt unsere Familie ein halbes Jahr später ihre Todesanzeige. Meine Eltern ließen sich Anfang der 40er Jahre scheiden. Meine um ein Jahr jüngere Schwester Liesel und ich wurden meiner Mutter zugesprochen. Wir beide durften nun einmal im Monat über ein Wochenende zu unserem Vater, die Vaterliebe auskosten. Wenn ich auch nicht auf Einzelheiten eingehen möchte, so muss ich doch erwähnen, dass diese Erlebnisse des

Hin- und Hergerissen-Werdens tiefe seelische Wunden bei mir hinterließen. 1943 war das Jahr, in dem ich in die Schule kommen sollte. Wir hatten von der uns vorangehenden Klasse schöne handgeschriebene Einladungskarten erhalten und ich fieberte dem nächsten Tag entgegen, dem Tag der Einschulung. Doch am nächsten Tag kam kein Mensch auf die Idee, zur Schule zu gehen. Es war der Tag nach dem gewaltigsten Bombenangriff auf Hamburg. Am Abend fing es an. Die Fliegeralarmwarnung kam zu spät. Die Bewohner unseres vierstöckigen Etagenhauses schafften es nicht mehr, in den Tiefbunker zu laufen. Dicht gedrängt saßen wir alle in unserem Flur: Jung und Alt, hauptsächlich Frauen und Kinder, auch eine schwangere Frau war dabei. Es krachte, zischte, pfiiff und schwankte um uns herum, aber dort im Flur fühlte man sich noch am sichersten. Mit Zittern, Stöhnen, Weinen und dem Beruhigen der Kinder verging die Nacht. Die Häuser gegenüber brannten, auch das Nachbarhaus. Sogar der Dachstuhl unseres Hauses loderte, aber wir blieben verschont. Meine Mutter nahm mich am nächsten Tag an die Hand, um Verwandte zu suchen. Die Luft war vom Rauch verdunkelt und stickig. Trotz eines wolkenlosen Himmels konnte man die Sonne nicht sehen. Wir hielten uns ein feuchtes Tuch vor Nase und Mund und balancierten um die Bombentrichter auf den Straßen herum. Im



Klassenausflug an die Ostsee, Ruth 4. v. l., 1944; Foto: privat

nahen Kanal verbrannten die Menschen bei lebendigem Leib, denn der an ihnen haftende Phosphor brannte auch im Wasser weiter. Meine Schule stand nicht mehr. Nun mussten alle Mütter mit Kindern sowie alte Leute aus Hamburg auf das Land evakuiert werden. Militärwagen transportierten uns ab. Nach einer Nacht, die wir in einer Heuscheune in völliger Dunkelheit mit Kind und Kegel verbrachten, kamen wir im Klosterhof von Chismar, einem kleinen Dorf in Schleswig-Holstein, an und wurden auf die Dorfbewohner, als mehr oder weniger unwillkommene Gäste, aufgeteilt. Nach einem halben Jahr musste unsere Mutter wieder zurück nach Hamburg, weil sie in ihrem Beruf gefragt war. Sie brachte uns deshalb in einem Internat im Nachbardorf Lenste unter. Jedes Kind hatte am Fußende des eigenen Bettes griffbereit in einem alten Kopfkissen Wechselkleidung und wenige private Dinge für den Notfall gestopft. Es machte uns Spaß, zur Probe einmal diesen «Ruck-

sack» auf den Rücken zu nehmen und in den Wald zu rennen.

Den dortigen Erziehern gelang es, uns eine unbeschwerte Kindheit zu vermitteln. Sie sollten nachhaltigen Einfluss auf meinen späteren Berufswunsch ausüben.

Ein prägendes Erlebnis aus dieser Zeit muss ich noch erwähnen. Ich war neun Jahre alt. Es war um die Zeit, als die deutschen Landser in die Heimat zurückkehrten. Wir standen im Internat am Fenster unseres Spielzimmers. Gerade marschierte eine Kompanie Soldaten auf der Landstraße vorbei. Etwas abgeschlagen kamen noch drei Kameraden hinterher. Zwei von ihnen trugen zwischen sich den dritten Soldaten, der offensichtlich total erschöpft war. Da kam von hinten ein Kutschwagen angefahren und setzte zum Überholen an. Die zwei Landser gaben dem Kutscher zu verstehen, er möge halten und den erschöpften Soldaten mitnehmen. Aber der Kutscher knallte mit der Peitsche über die Pferde, damit sie schneller liefen. Da hielten die beiden ihren Kameraden so, dass er sich hinten an die Kutsche klammern konnte. Aber der junge Kutscher, für den ja auch die Landser an der Front gestanden hatten, knallte ihm eins über die Hände, sodass er völlig kaputt auf die Landstraße fiel. Dieses herzlose Erlebnis hat mich in meinen späteren Entschlüssen, notleidenden Menschen zu helfen, immer bestärkt.

Später, nach Hamburg zurückgekehrt, machte ich die Mittlere Reife und wurde Kindergärtnerin. Ich wollte als Erzieherin vor allem psychisch kranken Kindern helfen, ihre Schwierigkeiten zu überwinden und in eine gesunde Kindheit zurückzufinden.

Meine Mutter bestand darauf, dass ich in einem staatlichen Kindergarten mein Anerkennungsjahr absolviere. Sie wollte mich abgesichert wissen. Ich gehorchte. Nach meinem Zulassungsjahr als Kindergärtnerin suchte ich nach einem anderen Wirkungskreis. Ich wollte unbedingt ins Ausland, so wie übrigens die meisten Mädchen aus meinem Seminar. Mit Gesas Schwester ging ich nach Frankreich. Als Kindermädchen arbeitete ich bei einer Familie in Paris. Die Arbeit befriedigte mich nicht und ich vermisste meine christlichen Freunde. Nach einem halben Jahr kehrte ich nach Hamburg zurück. Dort begegnete ich in der Baptistengemeinde Mitgliedern der Missionsgesellschaft aus Heide bei Siegburg. Sie sprachen voller Stolz über den Bau eines Jugendheimes. Ein Jugendheim aufzubauen für psychisch bedürftige sowie heimatlose Kinder und Jugendliche, das war gerade das Richtige! Meine Mutter war entsetzt. Mit 22 Jahren, immerhin war ich nun volljährig, kehrte ich Hamburg endgültig den Rücken und ging nach Heide. Ich half beim Bau des neuen Jugendheimes. Eine Bezahlung brauchte ich nicht. Es war mir eine große Freude, diese Gemeinschaft gefunden zu haben. Wir verlebten beim gemeinsamen Schaffen zwar eine harte, aber schöne Zeit. Einige Mitglieder arbeiteten immer außerhalb, um die notwendigen Finanzen aufzubringen. Zusätzlich bekamen wir viele Spenden. Doch langsam ging uns beim Bau das Geld aus. Nun ging auch ich arbeiten, nicht in meinem erlernten Beruf, sondern mit einigen anderen jungen Mädchen zusammen in die Fabrik. Das Klima dort war mir sehr ungewohnt, aber ich sah meine Arbeit als Opfer

für unsere gute Sache an. Diese Einstellung behielt ich auch bei allen zukünftigen von mir geforderten Einschränkungen und Verzichten bei. So arbeiteten wir am Tag außerhalb der Gemeinschaft und abends, oft bis spät in die Nacht hinein, an unserem Bau in Heide. Viel Zeit zum Schlafen blieb uns nicht. Doch das war uns egal, denn wir waren jung und voller Enthusiasmus! Inzwischen hatten wir im Jugendheim auch schon von unseren Leuten einige Kinder und Jugendliche aufgenommen.

Als die Mission 1961 langsam nach Chile verlegt wurde, ging ich selbstverständlich mit. Dort gab es Armut, viele Kranke und eine sehr hohe Kindersterblichkeit. Ich wollte helfen und mein Fernweh stillen. Meine Mutter konnte mich nicht aufhalten. Meine Schwester Liesel schrieb mir, dass ich auf keinen Fall dem Schäfer folgen solle. Sie hätte da was Schlimmes gehört. Doch ich dachte nur: *Die spinnt!* Mit dem dritten Schiff, also 1962, reiste ich rüber nach Chile. Schon auf der Überfahrt konnte ich endlich wieder in meinem Beruf arbeiten. Gemeinsam mit einer jungen Österreicherin aus Graz, der Resi, hatte ich die Kinder unseres großen Familientransportes zu betreuen. Unterwegs hatten wir viel Spaß. Ich war während der Reise auch gleichzeitig für die Post verantwortlich und musste somit in jedem Hafen vom Schiff runter. Dadurch sah ich so viele andere Länder, wie nie wieder in meinem Leben. Für mich war es eine herrliche Reise. Nachts trafen meine Freundin Lenchen und ich uns oft auf dem Deck. Eigentlich war es ja verboten. Doch wir setzten uns eng zusammen, schauten aufs Meer und zu den Sternen und freuten uns auf das nächs-

te Abenteuer. Mit zwei Wochen Verspätung erreichten wir Chile. Wir wurden von einem Lastwagen abgeholt. Meine Freundin und ich saßen mit dreißig Kindern auf der Ladefläche. Als wir zum *fundo* kamen, sah Lenchen zuerst ihren Bruder auf dem Feld pflügen. War das eine Freude!!!

Die ersten Jahre in Chile habe ich in der Erziehung der Kinder mitgearbeitet. Doch regelmäßig griff Schäfer in mein pädagogisches Handeln ein. Gleich zu Beginn arbeitete ich in einer kleinen Kindergruppe, spielte fast täglich mit ihnen oben im Wald. Einen Tag kamen wir nach einem Geländespiel zu spät zum Mittagessen. Dies wurde umgehend Schäfer gepetzt. Für ihn war es ein gefundenes Fressen. Sofort stellte er mich vor den Küchenfrauen bloß: «Wie kannst du die festgesetzte Ordnung übergehen? Du hast zum Mittagessen hier zu sein!» Innerlich hat es in mir gestürmt: *Die Kinder sind doch schließlich diejenigen, um die es in erster Linie geht! Sie müssen doch hier auf so viel verzichten.* Gesagt habe ich jedoch nichts. Die Küchenfrauen durften meinen Kindern und mir kein Mittagessen geben. Ein Jahr lang war ich Kindertante. Schäfer fand dann irgendein weiteres Vergehen und schon war ich raus aus dem Kleinkindbereich. Man übertrug mir den Schulunterricht. Nun war ich Lehrerin. Aber der Tag begann so: Morgens um vier Uhr musste ich aufstehen, damit ich pünktlich um fünf im Kuhstall mit meiner ersten Arbeit anfangen konnte. War die erste Morgenrunde im Kuhstall geschafft, ging es in die Schule. Das war damals solch ein kleiner Raum im Seitentrakt unseres Krankenhauses. Da saßen dann ganz brav meine Schüler. Eigentlich war ich

gern Lehrerin, doch ich konnte mich nie auf den Unterricht vorbereiten. Ich arbeitete ein Lehrbuch einfach ab. Wo ich den Tag vorher aufhörte, machte ich am nächsten Tag weiter. Manchmal war ich hundemüde. Da gab ich dann einfach den Schülern Aufgaben, legte mich nebenan in ein Jungenzimmer und habe eine Stunde gepennt. Unsere Kinder waren das Gehorchen gewohnt. Nie wäre ein Kind aufgestanden, um nach mir zu suchen. Ein Zwischenfall in meinem Unterricht kam Schäfer da sehr gelegen. Ich behandelte Dürer, hielt das Bild mit dem Hasen in der Hand, wollte es einrahmen lassen. Ein Schüler sagte irgendeinen Blödsinn über das Bild. Ich dupste ihn zum Spaß mit dem Bild auf den Kopf und dachte: *Oh, das war verkehrt. Das muss ich melden.* Doch dazu kam ich nicht, denn sofort stand ein Schüler auf und verließ den Raum. Schon unsere Kinder wussten: *Wenn es jemanden anzuschwärzen gab, so war dies das Allerwichtigste.* Dies durfte man direkt machen und dafür auch sofort den Unterricht verlassen. Abends verkündete Schäfer, dass ich als Lehrerin ungeeignet sei. Ich wurde ins Krankenhaus versetzt. Hier begann für mich die Arbeit um fünf Uhr. Am Behandlungstag hatten wir manchmal bis zu 230 ambulante Patienten. Ich wurde für Hilfsarbeiten eingesetzt und arbeitete unter der Leitung unserer Oberschwester Maria. Ich verstand mich immer gut mit ihr. Und sie verstand es, uns in Unwissenheit zu lassen. Während einer Flurwache sagte sie mal zu mir: «Du kannst ein bisschen Geige üben gehen.» Sie wusste, dass sie mich damit immer kriegt. Ich war zwar überrascht, dass ich während meiner Arbeitszeit üben durfte, aber ich bin

gern gegangen. Für Maria war wichtig, dass ich weg war vom Fenster. Nun konnten sie jemanden über den Flur schieben, dem sie wahrscheinlich im Krankenhaus mit Elektroschocks zusetzten.

Ich selbst bekam mal nach dem Abendbrot vor unseren Leuten Elektroschocks, aber nur als Mutprobe ... Das gehörte damals auch zu Schäfers kleinen Spielen. So was wollte ich dann nie wieder aushalten müssen. Das geht einem durch und durch.

Später musste ich in die Poliklinik und danach kam ich ins Säuglingszimmer. Nun war ich endlich wieder bei meinen Kindern. Diese Arbeit war nur im Gehetze zu schaffen. Ich wollte alles richtig machen, doch wieder geriet ich in Misskredit. Es war Winter, die Säuglinge mussten alle zügig gebadet werden. Der Ofen glühte, ich legte ein Kindchen nach dem Baden ins Bettchen. Leider stand dies zu dicht am Ofen. Der Säugling berührte mit dem Händchen das heiße Eisen und verbrannte sich. Das war natürlich ein totales Vergehen. Ich musste sofort das Krankenhaus verlassen. Die ganze Nacht habe ich geheult. Durch mein Verschulden musste ein Baby Schmerzen erleiden und ich konnte meine Schuld an dem Kind nicht wiedergutmachen. *Wozu bin ich überhaupt Kindergärtnerin geworden? Nichts bin ich mehr. Ich bin nicht mehr in der Kindergruppe, nicht in der Schule, nicht mehr bei den Kindern im Krankenhaus.* Am nächsten Tag befahl Schäfer: «Geh in die Küche und melde dich bei der Mutter!» Wir nannten die Köchin Mutter. Durch meinen ständigen Arbeitswechsel war mir nun schon klar, dass Schäfer mich besonders beobachten ließ. In den ersten Jahren sagte ich mir

immer: Mensch, wenn die andern was verkehrt machten, dann sagten sie: «Oh, Verzeihung!», und weiter ging's. Bei mir hieß es: «Weg!» Warum wurde bei mir jeder Fehler so doll bestraft? Später ist mir dann klar geworden: *Ich sollte nirgendwo Fuß fassen, sollte mich nirgendwo genau auskennen.* Letztendlich durchlief ich fast alle Arbeitszweige: Waschküche, Bäckerei, Kuhstall und Schafe hüten. Lange Zeit war ich Elektriker, musste nachts Motoren wickeln. Ich arbeitete auch in der Dreherei. In einer Nacht haben mich da unsere Leute fertiggemacht. «Wie kommst du dazu, dich mitten in der Nacht in der Dreherei aufzuhalten? Was wolltest du beobachten?» Ich wollte gar nichts beobachten. Hartmut Hopp und ich bauten Betten. War das ein Gefummel. Nach einem bestimmten Schema mussten wir die Spiralen und Ketten in die Gestelle einhängen und dabei aufpassen, dass dazwischen nicht zu große Löcher entstanden. Hartmut war damals ja noch voll in seiner Ausbildung zum Arzt, kam aber in den Ferien immer in die Colonia Dignidad. Eigentlich wurde er mit Günther Reis und Hussain Siam fürs Medizinstudium in die USA geschickt. Günther und Hussain lösten sich in dieser Zeit von unserer Gemeinschaft und gingen ihre eigenen Wege. Das haben die beiden eigentlich ganz schlau gemacht. Auf jeden Fall musste ich meine Arbeit unterbrechen, um mich für mein nächtliches Tun zu entschuldigen. Mir als Frau wurde nicht geglaubt. Doch Hartmut konnte den Herren irgendwie erklären, dass wir wirklich nur unsere Arbeit zügig erledigen wollten.

In der Wäscherei arbeitete ich auch. Schafften wir dort zum Beispiel unser Pen-

sum nicht, so konnten wir dies durch eine «Wohltat» ausbügeln. Dann arbeiteten wir eben nachts durch. Ende der 60er Jahre beobachtete ich ein einziges Mal, wie Schäfer mit einem kleinen Jungen eigenartig umgegangen ist. Schäfer nahm diesen Jungen zwischen seine Beine und drückte ihn ganz fest an sich. Da habe ich gedacht: *Ich muss hier sofort weg. Bloß nicht in Gedanken solche Befürchtungen aufkommen lassen. Er ist doch der glorreiche Mensch.* Schäfer sah mich natürlich auch. Ich wurde ihm wohl ein bisschen zu gefährlich. Als ausgebildete Kindergärtnerin hätte ich vielleicht etwas erahnen und ansprechen können. Fortan nannte er mich bei jeder Gelegenheit eine Psychopatin. Anfang der 70er Jahre gab es für mich den ganz großen Tiefpunkt. Ich musste nach Santiago in die Klinik. Auf Grund vieler Myome wurde mir die Gebärmutter entfernt. Nun war mein Traum von eigenen Kindern endgültig begraben. Langsam verlor ich die Orientierung. Heute weiß ich, dass ich hochgradig depressiv wurde. An Flucht dachte ich nicht. In den Fluss springen wollte ich schon. Oft dachte ich: *Mensch, warum machst du deinem Leben kein Ende?* Eine Begebenheit bestärkte mich sogar in meinem Glauben. Ich beobachtete Anfang der 70er, dass Schäfer die ganz kleinen Jungen im Speiseraum auf das Fürchterlichste beschimpfte, die ganze Zeit nur anbrüllte. Ganz brav, eigentlich völlig verängstigt, standen die kleinen Jungen vor ihm. Ich stand etwas abseits und fühlte innerlich: *Ich muss da hin. Das darf er nicht!* Doch ich blieb wie angewurzelt stehen. Ich habe mich einfach nicht getraut. Meine fehlende Courage brachte mich im Nachhinein beinahe um. Ständig ging mir durch den

Kopf: *Du willst Kindergärtnerin sein? Wenn du nicht mal diese Kinder in Schutz nehmen kannst, dann bist du auch keine Kindergärtnerin. Dann taugst du dafür nicht.* Diese Schuld werde ich mein Leben nicht los. Ich glaube nicht, dass mein Einspruch bei Schäfer etwas geändert hätte. Ich hätte seine Wut nur noch mehr auf mich gezogen, aber ich wäre danach innerlich frei gewesen. Und das wäre es wert gewesen. Während dieser Zeit empfand ich mein Leben als grauenhaft. Doch nie hätte ich, bei aller Seelenplage, es fertiggebracht, mir das von Gott gegebene Leben zu nehmen. Das hätten wir hier alle nicht gemacht. Wir lebten fromm. In dieser Hinsicht war unsere Moral hoch. Mit Klaus Schnellenkamp, einem unserer jüngsten Kinder, traf ich mich 2007 in Deutschland. Was er über seine frühen Kindheitsjahre in einem Buch veröffentlichte, bestätigte mir Georg Laube. Es ist einfach nur fürchterlich. Unsere Kinder wuchsen alle ohne Bindung auf. Sie hatten keine Mutter, die Gruppentanten wechselten ständig. Nirgendwo konnten sie sich geborgen fühlen. *Warum habe ich Schäfers Erziehungsstil nicht angezweifelt?* Andere setzten Fragezeichen.

Als junge Kindergärtnerin war ich ein Mensch gewesen, der ständig hinterfragte. Doch hier lernte ich mit den Jahren, mich mehr und mehr zurückzunehmen, auch mal etwas gelten zu lassen, wovon ich nicht überzeugt war. Für mich war es leider unter Schäfers Führung von Vorteil. Durch mein Schweigen ist für mich, trotz allem Negativen, viel Positives rausgesprungen. Ich durfte neben meiner späteren Krankenhausarbeit auch unseren Kindern wenigstens Unterricht im Geigenspiel erteilen.



Ruth in Schwesterntracht beim Geigenunterricht, Ende der 70er Jahre; Foto: privat

Und dann kam 1980 doch noch die Zeit, meinen Jugendtraum zu verwirklichen, nämlich Kindern in seelischen Nöten zu helfen. Ein junger Chilene, der bei uns im Schweinestall arbeitete, brachte seine drei Söhne mit zur Arbeit.

Er wusste sich nicht anders zu helfen. Seine Frau war ihm weggelaufen und er musste sich morgens sehr früh auf den stundenlangen Weg zu uns machen und dann abends dieselbe Tour nach Hause laufen. So blieben die drei Kinder von vier, fünf und sieben Jahren den ganzen Tag sich selbst überlassen. Er bat uns, seine Söhne aufzunehmen. Das war natürlich für Schäfer eine Selbstverständlichkeit. Ich bat Schäfer mit Nachdruck darum, mich um die drei Jungen kümmern zu dürfen. Zwei Jahre lang versorgte ich die Jungs. Ihre Scheu verloren sie bald. Wir waren von morgens bis abends zusammen. Nachts schliefen wir vier im

Neukra und tagsüber hielten wir uns im kleinen Waschhaus auf. Ich brachte ihnen ihrem Alter entsprechend die schulischen Grundbegriffe bei und, nachdem sie Radfahren gelernt hatten, durften wir vier sogar kleine Radtouren durch unser *fundo* unternehmen. Darüber hinaus bemühte ich mich, ihnen Ordnung, Sauberkeit und Aufrichtigkeit beizubringen. Dies war meine schönste Zeit in der Colonia Dignidad. Reibereien mit Schäfer hatte ich während dieser Zeit kaum. Dann kam der Vater eines Tages ganz plötzlich, um seine Jungs wieder abzuholen. Er hatte eine neue Frau geheiratet, holte seine Söhne nun nach Hause und zog kurz darauf mit der Familie nach Santiago. Ich arbeitete fortan weiter in den verschiedenen Arbeitsbereichen. Oft dachte ich an meine drei Jungen. An ein Wiedersehen wollte ich nicht denken. Das wäre Selbstbetrug gewesen und hätte mich seelisch kaputt gemacht.



Chilenischer Arbeiter mit seinen drei Söhnen, Anfang der 80er Jahre; Foto: privat

Krank wurde ich trotzdem. Wieder musste ich nach Santiago. Darmkrebs. Nun durchlebte ich das volle Therapieprogramm: Bestrahlung und Darmausgang. Als ich zum *fundo* zurückkam, begrüßten mich die älteren Herren mit den Worten: «Na, wo willst du jetzt hin?» Ich antwortete: «In mein Bett. Ich bin total kaputt.» Dies war wieder eine falsche Antwort. Man sollte eigentlich den Wunsch äußern, Schäfer zu sprechen. Denn jede Krankheit, egal ob Husten, Schwindelgefühl, Darmkrebs war ein Schuldeingeständnis. Man stand sofort auf der Negativseite. Nach der Genesung sollte man unbedingt mit irgendwelchen Erkenntnissen bei Schäfer aufwarten. Man sollte sagen, was man künftig besser machen wollte.

1997 kam unser erster großer Umbruch. Ich wollte nicht glauben, dass alles schlecht war. Die Geschichten über unsere Jungs fand ich ganz schlimm. Über die langen Leidenswege der Mädchen hörte ich jahrelang nichts. Sie schwiegen. Die ersten Gemeindemitglieder verließen unser *fundo*. Übereilt kann ich nicht sagen. Sicher hatten sie Gründe. Ich muss es ihnen lassen. Doch jetzt hätten wir alles besser machen können! Gewünscht hätte ich mir, dass die Jüngeren nach draußen gehen, sich ihre Hörner abstoßen und zurückkommen. Dies wünsche ich mir übrigens noch immer. Doch das kann ich nicht erwarten. Sie haben sich mittlerweile alle irgendwo ihr Nest gebaut. Ich hätte ihr Wiederkommen auf jeden Fall sehr gern gesehen. Sie hätten hier jetzt eine gewisse Geborgenheit gehabt.

Ich beobachtete um mich herum weitere Veränderungen. Es gab nun Versammlungen, bei denen wir ehrlich miteinander um-

gehen wollten. Ich spürte, dass weiterhin etwas zwischen uns allen stand. Ich bedauerte schon gleich nach Schäfers Verschwinden, dass wir nicht in der Lage waren, uns zusammenzusetzen, uns zusammenzurufen und zu sagen: «Gut, das war die Vergangenheit, jetzt ist die Gegenwart und so geht's weiter.» Aber warum waren wir dazu nicht in der Lage? Weil wir alle selber krank waren. Weil wir alle selber auch Opfer waren und immer noch sind. Wir konnten nicht über unseren Schatten springen und sagen: «Mensch, lasst uns jetzt gemeinsam nach vorne schauen!» Wir waren da viel, viel zu ängstlich. Und hinzu kommt: *Wir haben dem anderen ja auch nicht getraut, ihm nicht vertraut. Wir waren uns gegenüber weiterhin einfach zu misstrauisch.*

Und was wollte ich? Auf keinen Fall wollte ich hier weg. Das hätte für mich bedeutet, von Gott wegzugehen. Zudem fühlte ich mich trotz allem hier geborgen. Im Jahr 2002 bat mich Reno Nikolai um ein Gespräch. Reno hatte 1961 zu den Ersten auf dem *fundo* gehört. Er war eigentlich Maurermeister, hatte hier jedoch viele Jahre den ganzen Bau unter sich. 1997, mit 61 Jahren, stürzte er über den Fahrradlenker, verletzte sich schwer an der Wirbelsäule und wurde sofort zur OP nach Miami geflogen. Nach der Reha kam er zu uns zurück, im Rollstuhl. Reno war gelähmt, ein «Krüppel». Er konnte nur noch seine Hände bewegen. Im Gespräch bat mich Reno, seine Frau zu werden. Ich war geschockt. Alles hätte ich erwartet, jedoch nicht diese Frage. Ich grübelte, dachte an meine Eltern und ihre gescheiterte Beziehung, betrachtete meinen alten Körper mit dem Darmausgang. Woll-

te ich mich überhaupt einem Mann anvertrauen? Wollte ich mich einem Mann so zeigen? Hätte ich ihn vielleicht nur aus Mitleid geheiratet? Könnte ich diese ganze Verantwortung tragen? Davor war mir natürlich besonders bange. Jeden Tag grübelte ich, besprach mich mit mehreren, denen ich vertraute. Ein Jahr ließ ich mir mit der Antwort Zeit. Am 18.02.2003 heirateten wir. Dazu mussten wir nicht nach Parral. Die Standesbeamtin kam hierher. Im Freihaus fand im kleinen Zimmer unsere standesamtliche Trauung statt. An diesem Tag fühlte ich mich wie eine Prinzessin. Alles, was wir brauchten, wurde uns geschenkt. Abends aßen wir mit unseren Gästen an einer schönen, langen Tafel.

Auf dem Hochzeitsbild trage ich noch lange Haare. Doch gleich nach der Hochzeit war damit Schluss. Früher sang ich immer im Chor. Später passten meine grauen Haare Schäfer nicht ins Bild. Ich durfte nur noch mitsingen, wenn ich mir die Haare hellbraun färbte. Das tat ich viele Jahre. Doch meine Haare litten mächtig unter dieser Chemie. Für die Hochzeit kriegte ich meinen Kopf durch die gefärbten Haare gerade so bedeckt. Nach der Hochzeit war das aus und vorbei. Noch heute finde ich es wunderbar, wenn der Wind durch meine Haare weht. Früher waren unsere strengen Frisuren ja auch ein weiterer Beweis unserer Frömmigkeit. Fürchterlich!

Reno und ich bezogen nun ein gemeinsames Zimmer. Ich lernte Reno lieben und mich auf ihn einzustellen. Er war ein bescheidener, genügsamer und doch auch fröhlicher Mensch. Reno gab mir meine Lockerheit zurück und unterstützte mich in meinen Über-

legungen, meine Familie in Deutschland zu besuchen. So reiste ich 2007 allein nach Deutschland, sprach mich mit meiner Mutter aus, besuchte Liesel und meine beiden Halbschwestern. Mit meinen Schwestern verstand ich mich super, doch Liesel sagte zum Abschied zu mir: «Du kannst nicht in Deutschland bleiben, du findest dich hier nicht mehr zurecht.» Sie war der gleichen Meinung wie ich. *Das hat mit mir keinen Sinn in Deutschland. Ich habe den Anschluss verloren. Es ist nicht mehr mein Deutschland.* Ich flog befreit nach Chile zurück. Nun telefonieren oder skypeen wir eigentlich täglich.



Hochzeitsfoto, 18. Februar 2003; Foto: privat



Ein Teil meiner Familie, 2015;
Foto: Heike Rittel

Im Sommer 2008 bekam ich einen ganz besonderen Anruf. Ich sollte sofort vor zum Restaurant kommen, ein Gast fragte nach mir. Nach 25 Jahren stand Eduard, der Älteste meiner drei Jungen, mir gegenüber. Er kam mit seiner Familie aus Santiago. So wie schon ein Jahr vorher. Doch damals hatte er mich nicht gefunden. Jetzt ließ er mich rufen und prompt standen wir uns gegenüber!!! Völlig überwältigt sagte er zur Begrüßung: «Du bist ja ganz weiß geworden.» Ich war ja mittlerweile über siebzig Jahre alt. Eduard umarmte mich mit den Worten: «Ich wusste immer, wo meine Mutter gewohnt hat, doch nie hätte ich sie besucht. Aber dich habe ich gesucht und endlich gefunden.» Er nahm sein Telefon, sprach mit seinem jüngsten Bruder Rodrigo, der in Puerto Montt als Ingenieur in der Fischerei arbeitete und hielt mir das Telefon hin. Sofort fiel mir eine Situation von früher ein: «Rodrigo, weißt du noch, wie jeder von euch morgens als erster

im Spielzimmer sein wollte, um zu sehen, ob die Tulpen sich schon geöffnet hatten?» Wir hatten sie aus der Gärtnerei geschenkt bekommen und beobachteten, wie sie abends zu- und morgens wieder aufgingen. Rodrigo mietete sich sofort ein Auto und stand schon am nächsten Tag mit seiner Familie bei mir vor der Tür. Wir heulten und haben anschließend ein fröhliches Wiedersehen gefeiert. Seitdem verbrachten wir viele schöne Stunden miteinander, sowohl bei uns in der Villa Baviera als auch in Santiago, wohin sie mich einluden. Wenn Eduard mit seiner Familie bei uns zu Besuch war, läuft hinterher der Kühlschrank über von guten Sachen. Meine drei Jungs sind alle glücklich verheiratet und haben nun eigene Kinder. Rodrigo durfte sogar studieren. Manchmal wird er von seinem Chef als Berater nach Europa geschickt.

Ich möchte zum Ende meines Lebens nicht jammern. Natürlich wollte ich früher Mutter werden. Unbedingt. Nun habe ich über Umwege die Erfüllung gefunden. Ich war zwar nie eine biologische Mutter, doch ich sehe mich trotzdem als Mutter und Großmutter meiner drei Jungs und deren Kinder. Ich fühle mich ihnen sehr nahe, spüre ihre innere Zuneigung. Manchmal rufen sie nur an, um mir eine gute Nacht zu wünschen oder zu sagen: «Ich habe dich so gern.» Denke ich zurück an all die Jahre in der Colonia Dignidad, so bin ich dankbar für die Jungs. Das hat mich eine kleine Zeit beschäftigt, mir eine Lebenserfüllung gegeben. Als Eduardo einmal mit seinem Chef zu uns ins *fundo* kam, sagte dieser: «Sie wissen gar nicht, was sie an diesen Jungen getan haben. Es waren Straßenkinder. Sie haben die Jungs auf ein

gesellschaftliches Niveau gehoben.» In welchem Ausmaß ich Einfluss auf das Leben meiner drei Jungen genommen hatte, war mir bis zu dem Zeitpunkt nicht bewusst gewesen. Mein Wunsch aber, Kindern aus Bedrängnis zu helfen, hat sich damit etwas erfüllt. Als Eduardo letzte Woche anrief, habe ich gemerkt: *Das ist genau das, was ich mit meinem Leben erreichen wollte.*

Unsere Freiheit heute ist für mich etwas ganz Wunderbares. Ganz bewusst erlebte ich diese Freiheit das erste Mal, als ich um 2004 mit meinem ersten Geld aus der Bank kam. Ich ging die Stufen hinunter und dachte: *Ich kann jetzt das Geld so ausgeben, wie ich es möchte.* Das genieße ich sogar jetzt noch. Ich war grad wieder in Chillán beim Hörgeräteakustiker. Danach gehe ich dann auch immer zum Jumbo, einem riesigen Einkaufszentrum. Dort setze ich mich in ein Auto, extra für gebrechliche Kunden wie mich bereitgestellt, und fahre in Ruhe alle Regale ab. Ich schaue mir die Auslagen an wie in einem Museum. Das Angebot ist unvorstellbar. So ein Reichtum. Meist kaufe ich mir Fisch und noch etwas Besonderes, eine Schokolade oder einen Wein. Das genieße ich. Da könnte ich singen. Manchmal spaziere ich allein durch unser *fundo*, so weit ich gerade noch komme und singe laut. So genieße ich dann hier ganz bewusst meine Freiheit.

Es gibt in der Villa Baviera nicht mehr viele Frauen, mit denen ich mich gerne treffe. Viele sind zu sehr in ihren alten Gedanken festgebissen. Die einzige Dame, mit der ich mich gut austauschen kann, ist die Waltraud. Sie ist Schneiderin und hat noch immer wer weiß was alles zu tun. Ich bin mal

eine ganze Zeitlang nachmittags mit ihr spazieren gegangen, doch als ich damit wegen gesundheitlicher Probleme kurz aufhören musste, hat sie das nie wieder mitgemacht. Es wollen alle immer noch von ihr etwas genäht haben. Und dann hat sie noch ihren Garten zu pflegen. Aber sonntags treffen Jörg, Waltraud und ich uns immer in meinem Zimmer. Wir gucken uns gemeinsam eine Predigt vom amerikanischen Prediger Bayless Conley oder auch vom deutschen Pastor Wolfgang Wegert an und dann trinken wir auch mal Wein oder Kaffeelikör.

Ich bin nicht allein, obgleich ich hier in der Wohnung nun alleine lebe, denn im August 2011 verstarb mein Mann. Heute bin ich froh, dass ich damals den Mut aufbrachte und mich zu ihm bekannte. Ich bin gerne in meiner kleinen, schönen Wohnung. Hier kann ich immer alles allein entscheiden. Nachrichten hören, Filme sehen, am liebsten Filme aus der Kriegs- und Nachkriegszeit und natürlich kann ich essen und trinken, was und wann ich will.

Gott will ja nicht, dass ich solch Superfrömmling bin. Im Gegenteil. Wie hat er denn die Welt erschaffen? Er liebt die Vielfalt. Allein, wenn man die Blumen ansieht, die Menschen anguckt, die Vielfalt, die er geschaffen hat. Er kann gar nicht mit Dutt und langem Rock vor uns stehen. Ich bin für ein Leben mit Jesus, in Gemeinschaft mit ihm. Du kannst das vielleicht nicht verstehen, aber ich unterhalte mich mit ihm. Ich frage ihn, was oder wie ich es machen soll. Was er davon hält. Und so lebe ich. Das macht mein Leben schön.

Eigentlich bin ich ja Hamburgerin. Doch unser *fundo* ist meine Heimat. Hier habe ich

alles mit aufgebaut, Tage und Nächte die Felder bewirtschaftet, die Kleewiesen und all das Ackerland bewässert. Das ist Heimat für mich geworden. Ich kann hier nicht weg. Das würde mir das Herz umdrehen. Hier fühle ich mich aufgehoben. Ich kenne alle, wenngleich ich auch ganz bewusst nur zu einigen den Kontakt pflege.

Gestern war Gesa hier. Mit Gesas Schwester war ich während meiner Ausbildung zur Kindergärtnerin in einer Klasse und mit ihr ging ich damals nach Paris. Deren Vater war Lehrer und die Mutter auch Kindergärtnerin. Gesa und Lenchen sind durch mich nach Chile gekommen. Gestern waren nun Gesa und noch eine andere Frau bei mir. Nach über fünfzig Jahren sprachen Gesa und ich gestern das erste Mal über damals. Sie sagte: «Weißt du, dass ich es dir zu verdanken habe, dass ich hier bin?» Sie wirkte froh. Sie gehört jetzt zu den Franklern, der Gruppe um den Prediger oder Seelsorger Ewald Frank. Schon vor einigen Jahren setzte ich mich mit seinen Lehren auseinander, damals noch gemeinsam mit Reno. Schnell legten wir die Materialien wieder weg. Ich bin froh, dass ich das Zeug los bin. Aber diese Gruppe um Gesa läuft dem Frank mit einer Gläubigkeit genauso hinterher, wie wir es früher für Schäfer taten. Doch das würden sie dir niemals abnehmen. Du kannst ihnen gar nicht die Wahrheit sagen, weil sie bei ihnen nicht ankommen würde. Jörg, Waltraud und mir ist es unbegreiflich, wie man gegen die Wahrheit, gegen die Bibel, so etwas glauben kann. Anfangs war ich mal dabei, habe ihn auch noch verstanden. Doch dann sagte er Dinge, die nicht auf die Bibel gründeten. Die Leute lachten und sag-

ten: «Du musst das geistlich verstehen.» Also ich komme an die Leute nicht mehr ran. Wir werden uns nicht mehr einig. Nun sind wir hier zwei große Glaubensgruppen. Gesa war vorher noch nie bei mir. Gestern wollte sie mich bekehren. Nachdem sie weg waren, holte ich den Frank-Ordner nochmal vor. Aber ich versteh das nicht. Abends telefonierte ich mit meiner Schwester. Sie hat sich kaputtgelacht und meinte: «Lass das sein. Sag ihnen, dass du das nicht willst.» Aber das kriege ich so deutlich nicht fertig.

Eigentlich vermisse ich unsere Gemeinschaft, das Gemeinsame. Wenn ich mir aus der früheren Zeit etwas zurückwünsche, dann unser Musizieren und Singen. Manchmal dirigierte ich unser Orchester. Ich spielte Geige, Trompete und Bariton. Das war eine Art Bass-Tenorhorn. Das Geigenspiel begann ich mit zwölf Jahren. Meine Mutter schenkte mir die Geige zum Geburtstag. Ich musste immer alleine üben. Das war so trostlos. Trompete und Horn lernte ich in Heide. Die Geige wollte ich liebend gern in Deutschland lassen. Doch Schäfer sagte: «Die Geige nimmst du mit.» Zum Glück! Rückblickend verdanke ich meiner Geige viele schöne Stunden. Fast alle unsere Kinder erhielten bei mir Geigenunterricht. Edith Laube war meine erste Schülerin. Sie wohnt jetzt in Deutschland und verdient nun ihr Geld als Geigenlehrerin. Von meiner eigenen Geige trennte ich mich vor einiger Zeit liebend gern. Eduardos Kinder erhalten in Santiago Instrumentalunterricht auf der Geige und dem Cello. Somit bleibe ich auch weiterhin ein kleines bisschen bei meinen Kindern.

Für meine letzten Lebensjahre wünsche ich mir, dass ich niemandem zur Last fal-



Ruth im Gespräch mit einer chilenischen Patientin, 1992; Foto aus: Mensajero de Dignidad

le. Mit all meinen Beschwerden könnte dies ganz schnell der Fall werden. Das hat mich eine Zeitlang sehr beschäftigt, auch Angst gekostet. Aber ich habe es abgegeben. Ich habe gesagt: *Herr, du weißt um meinen Zustand, bitte verhindere du, dass ich den anderen zur Last falle*. Wichtig ist mir auch, dass ich mit meinen Nächsten einig bin. Friede.

Die Frage: «Was wirfst du der Colonia Dignidad vor?», tut mir weh. Das kann ich so nicht stehen lassen. Ich gehöre selber dazu. Ich bin ja Colonia Dignidad. Ich kann mir etwas vorwerfen. Ja. Ich selber bin auch schuld. Es war einfach vieles traurig und niedrig. Auch ich. Ich weiß noch, als ich im Krankenhaus arbeitete, hörte ich mal, wie Annette mit ihrem Verlobten leise telefonierte. Sie wollten sich heimlich treffen.

Was meinst du, wie schnell ich beim Schäfer war, um ihm dies mitzuteilen. Er schickte dann sofort jemanden zu dem verabredeten Ort. Es ist so traurig. Dafür schäme ich mich sehr. Es schmerzt mich. Doch in unserem System wurde der Mensch so. Unser Umgang miteinander war oft nicht positiv. Nach Schäfers Abtauchen sprach ich mit Annette darüber. Entschuldigen konnte ich mich zu dem Zeitpunkt noch nicht. So habe ich aber auch mit anderen Leuten unserer Gemeinschaft noch Sachen geklärt. Ich habe mich mit ihnen vertragen, ausgesöhnt kann man sagen. Leider viel zu spät. Somit muss ich mir die Mitschuld an unserer Vergangenheit geben, mir und uns Alten, die wir hier alles aufbauten. Wir müssen erkennen, dass wir eine große Schuld an dem Schlamassel

hier tragen. Wir hätten früher aufwachen sollen. Ja, es sollte hier für alle Familienhäuser geben, aber ganz gewiss nicht gleich zu Anfang. Wir mussten ja erst mal all das Wichtige, unsere Grundlagen, aufbauen. Alles hinzukriegen war zu Beginn unmöglich. Aus diesem Grund lebten anfangs die Kinder, die Männer und die Frauen für sich. Das war mir vollkommen logisch. Doch wir hätten nach den ersten Jahren Schäfers Versprechen einfordern müssen. So wäre unseren deutschen und chilenischen Kindern viel Leid erspart geblieben. Ob wissentlich oder unwissentlich, wir Alten haben diesen Schlamassel mit verschuldet. Ich trage mit an dieser Schuld. Besonders Werner Schmidtke, Klaus Schnellenkamp und der Georg Laube, die drei vor allem, liegen mir auf der Seele. Und auch Renate Schnellenkamp. Rebeca hatte Renate aufs Übelste zu Unrecht schlechtgemacht. Renate lebte dar-

aufhin jahrelang zur Strafe als einziges Kind in der Waschküche. Sie war eine begabte Schülerin. Onkel Hermann gab ihr oft Extraunterricht. Elisabeth, Renates Mutti, war eine Freundin von mir, noch aus Deutschland. Ihr ist Renates Strafe sehr, sehr schwer gefallen. Für die Kinder bete ich. Bitte Gott, sich ihrer anzunehmen, dass er sie seine Liebe spüren lässt. Nach all dem, was sie in ihren frühen Jahren verkraften mussten.

Trotzdem muss ich auch sagen, dass ich froh bin, dass nun meine Streiflichter veröffentlicht werden. Ich möchte, dass trotz allem auch mal jemand positiv an unsere Geschichte rangeht, positiv über uns schreibt. Warum muss immer alles nur so anrühlich sein? Meine Schwester sagte grad voller Wut am Telefon: «Hör auf mit dem positiven Gerede. Bei euch war und ist nichts positiv.»

Aber damit bin ich nicht einverstanden.